Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (1986)

Nachruf: Totentafel

Autor: Müller-Schneider, Paul / Markoff, Nicola G. / Jossi, H.F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

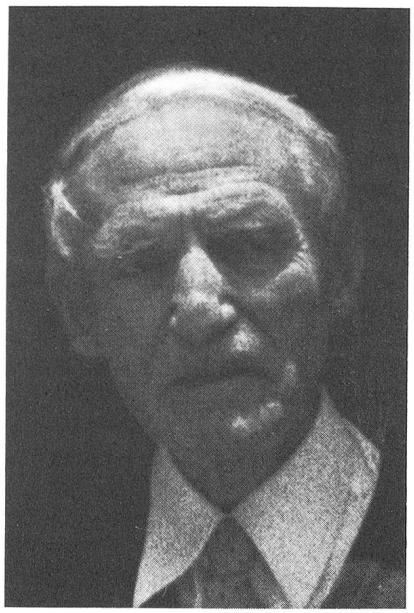
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totentafel

Prof. Hans Brunner



Hans Brunner, Bürger von Küblis, verschied nach einem überaus arbeitsreichen Leben am 12. Oktober 1984. Er wurde 1894 in Chur geboren und besuchte daselbst die Volksschulen und das Lehrerseminar. Erst 19 Jahre alt, hatte er sich schon das Primarlehrerpatent erworben. Zunächst unterrichtete er während eines Winters die Schüler von Jenaz, dann aber zog es ihn in die Fremde. In Moskau und Petersburg wirkte er als Hauslehrer. Der erste Weltkrieg veranlasste ihn jedoch, bald wieder in die Schweiz zurückzukehren, wo er zunächst Aktivdienst leisten musste und in Jenaz und Küblis als Lehrer wirkte. Nach dem Kriegsende studierte er dann aber an der Universität Zürich Geographie und Naturwissenschaften. 1920 schloss er sein Studium mit dem Diplom für das höhere Lehramt ab. Darnach wirkte er zunächst als Lehrer an der Sekundar- und Töchterhandelsschule der Stadt Chur. 1939 wurde er dann aber an die Kantonsschule gewählt und unterrichtete insbesondere am Lehrerseminar Biologie, Geographie und Heimatkunde. In letzterer war er wie kein anderer bewandert. Für das Realienbuch des VII. Schuljahres der Bündner Volksschule hatte er denn auch den Abschnitt Geographie bearbeitet. Trotzdem er der Natur sehr verbunden war, übernahm er allerlei Ämter. Von 1938–1951 gehörte er dem Vorstand des Bündner Lehrervereins an und wirkte zeitweise als dessen Aktuar und als Kassier der Lehrerversicherungskasse. Als Nachfolger von Prof. Dr. Karl Hägler amtete er auch als Konservator des Bündner Naturhistorischen Museums, welches damals unter grossem Platzmangel litt. Er erreichte, dass er im Dachstock des Grossratgebäudes eine interessante und vielbesuchte Lehrsammlung einrichten konnte. Zudem war er auch ein verdienstvolles Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Er befasste sich wissenschaftlich hauptsächlich mit Fragen der Geomorphologie und verfasste von 1931–1957 auch die Naturchroniken für deren Jahresberichte.

Ihm war die Gemeinschaft zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen stets eine wunderbare Bereicherung des Lebens, deshalb war er auch ein überzeugter Beschützer der Tiere, der Pflanzen und der Landschaft. Zeitweise präsidierte er denn auch die Naturschutzkommission der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Zudem war er auch Mitglied des kantonalen Tierschutzvereins und der kantonalen Jagdkommission. «Von unten herauf, d. h. dem Elternhaus, der Schule und der Dorfgemeinschaft wird die Einstellung zum Natur- und Heimatschutz sich ändern müssen», schreibt er schon 1947 im Bündner Schulblatt. Sein Wirken fand Anerkennung, indem der Bündner Lehrerverein, die Naturforschende Gesellschaft Graubündens und der Tierschutzverein ihn zum Ehrenmitglied ernannten.

Erholung fand er in seiner Familie, bei seiner Frau, den beiden Töchtern und seinem Sohn. Oft zogen sie nach Flerden in ihr Ferienhaus zu erholsamen Ferien nahe der Natur.

Seine Gattin, Pepina, geborene Hartmann aus Jenaz, starb 4 Jahre vor ihm. Nach ihrem Tode zog er ins Rigahaus, weil seine berufstätige Tochter ihn nicht voll betreuen konnte. Eine besonders liebe Abwechslung waren für ihn die Besuche seiner Enkelkinder, die ihm immer viel Freude bereiteten.

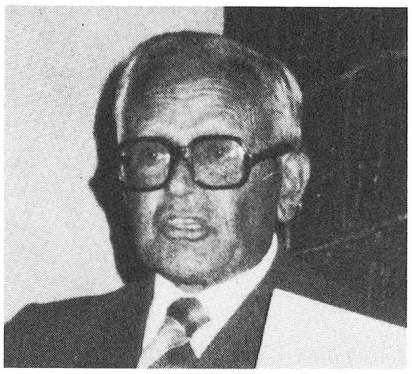
Trotz starker Gehbehinderung unternahm er so lange es ihm möglich war, gestützt auf zwei Stöcke, noch seine Spaziergänge und war immer bereit an Bekannte, die ihm begegneten, einige freundliche Worte zu richten. Nach einem kurzen Spitalaufenthalt durfte er dann einschlafen.

Paul Müller-Schneider

Prof. Dr. med. Gian Töndury

Am 15. März 1985 starb der ehemalige Direktor des Zürcher anatomischen Universitätsinstituts und Ordinarius für Anatomie und Entwicklungsgeschichte Prof. Dr. G. Töndury in seinem 79. Lebensjahr.

1925 Matura in Zürich, Studium der Medizin daselbst, 1931 Staatsexamen, 1932 Assistent am anatomischen Institut, 1935 Privatdozent für Anatomie und Prosektor am anatomischen Institut der Zürcher Universität, 1941 Titu-



larprofessor, 1949 Ordinarius für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, 1954 Dekan der Zürcher medizinischen Fakultät, 1968–1969 Rektor der Universität Zürich, 1977 Honorarprofessor. Dr. h.c. der Berner und Innsbrucker Universität, Otto Nägeli-Preisträger, Zentralpräsident der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft.

Das ist der akademische Werdegang dieses hochverehrten und international bekannten Zürcher Universitätslehrers aus dem Engadin. Gian Töndury wurde am 17. September 1906 in Samedan als Spross einer alten Engadinerfamilie geboren. Er war Bürger von Samedan und S-chanf. Töndurys Muttersprache war romanisch. Seine didaktische Neigung war schon früh erkennbar, war er doch schon als 3. Klässler in der Lage, für einen erkrankten Lehrer einzuspringen und die 1. Klasse zu unterrichten.

Gian Töndury verbrachte seine ersten 14 Lebensjahre in Samedan. Dann erst begann seine «Zürcherzeit». So ist es nicht verwunderlich, dass dieser Sohn des Engadins in seinen Ferien immer wieder nach Bünden zurückkehrte. In den Schul- und Ausbildungsjahren war er so oft als möglich bei seiner Grossmutter mütterlicherseits, Duonna Maria Barbla Monsch-Lareida, die vom Heinzenberg stammte. Später konnte man den Sohn des Gian Danz Töndury und der Ursulina Monsch auf Wanderungen im Engadin und Bündner Oberland antreffen.

1934 heiratete er Lotte Eidenbenz, die er als Mitstudentin der Universität kennengelernt hatte und die ihm ein Leben lang in Familie und Beruf eine treue Lebenskameradin blieb.

Unter seinen vielen Freunden ist besonders die Freundschaft mit dem Zoologen Prof. Ernst Hadorn hervorzuheben.

Mit seiner Wahl zum *Ordinarius für Anatomie und Entwicklungsgeschichte* an der Zürcher Universität übernahm Töndury 1949 erstmals, erst 38jährig, als erster Schweizer diesen Lehrstuhl, da alle seine Vorgänger seit 1833 Deutsche gewesen waren.

Sein *Anatomieunterricht,* ganz auf die Anforderungen des zukünftigen Arztes ausgerichtet, war sehr geschätzt und anregend. Dazu bot sein weit über die Landesgrenzen bekanntes Lehrbuch der topographischen Anatomie ergänzende Hilfe. Bau und Funktion waren für Töndury vordergründige Unterrichtsthemen. Folgerichtig wurde deshalb schon im Wintersemester 1955/56 die *Vorlesung über systematische Anatomie* durch eine *«Dreimänner-Vorlesung»* ersetzt: gemeinsam mit den Professoren Oskar Wyss für Physiologie und Franz Leuthard für Biochemie lass Prof. Töndury diese «funktionelle Anatomie».

Als grosse wissenschaftliche Leistung gelten vor allem Töndurys *Studien über umweltbedingte Keimschäden,* die sog. Embryopathien. Es sei in diesem Zusammenhang nur auf das Beispiel des Rötelnvirus oder die Thalidomidschädigung hingewiesen. Die Forschungsergebnisse Prof. Töndurys zeigen, dass Tod oder Missbildung des Emryos vom Zeitpunkt des Entwicklungsstadiums abhängen, indem der Organismus von der viralen oder chemischen Schädigung betroffen wird.

1968 kam Töndury in seiner 1. Rektoratsrede «Über die Gefährdung des Lebens vor der Geburt» erneut auf dieses für die praktische Medizin wichtige Gebiet zu sprechen, damals wie heute als *umweltbedinger Schaden des Lebens vor der Geburt* noch aktuell.

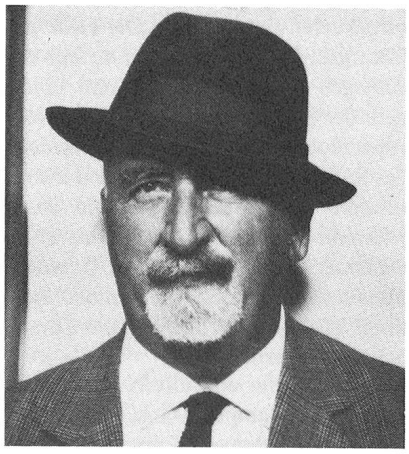
1969 befasste er sich in seiner 2. Rektoratsrede *«Über das Altern»* erneut mit einem aktuellen Problem und betonte eindringlich, dass *Altern nicht nur Schicksal, sondern Aufgabe* bedeute. Sie betreffe die gesamte Lebensführung des älteren Menschen. *Diese Lebensphase sei aktiv zu leben.* Er «altert ins Plus» hat kürzlich Rolf R. Bigler treffend formuliert. Diesen entscheidenden Schlussfolgerungen über die Lebensführung im Alter ist Prof. Töndury bis kurz vor seinem Tode nachgekommen.

Als Dekan und besonders *als Rektor* zeigte sich Prof. Töndury verschiedenen Anregungen aus Studenten- und Assistentenkreisen sehr aufgeschlossen. Ganz besonders empfand der Medizinstudent und der junge Privatdozent das Wohlwollen und die *tiefe Menschlichkeit* des bekannten und geschätzten Anatomielehrers. Trotz vielen Verpflichtungen, die seine Ämter ihm brachten, hatte Prof. Töndury immer wieder Zeit, sich die Sorgen und Nöte des einzelnen Studenten und Dozenten anzuhören und Ratschläge für die Fortsetzung des Studiums oder Dozentenarbeit zu geben. Diese *Beraterfunktion für Studium und Lebensfragen* müsste in einem Gedenkwort für Prof. Töndury eigentlich ganz an den Anfang gestellt werden, umsomehr als der Verstorbene diese menschlich so entscheidende Aufgabe sich selbst gestellt hatte. Dass in dieser Lage und vor allem in Examenszeiten die Zürcher Medizinstudenten ganz besonders zufrieden waren, zeigte sich immer wieder. «Mit Fanconi-Mooser-Töndury geht das Examen guot verby» war eine häufig zu hörende Versform. So haben viele den Menschen und akademischen Lehrer Prof. Gian Töndury in dankbarer Erinnerung.

Nicola G. Markoff

Dr. iur. Eduard Mirer

Am 21. März 1985 ist in Chur der Doyen der bündnerischen Anwälte, Dr. Eduard Mirer, im Alter von 87 Jahren verstorben. Eduard Mirer wurde am 6. August 1897 als Sohn des Thomas und der Marianna geb. Casanova in Obersaxen geboren und wuchs dort im Kreise seiner sechs Geschwister auf. Nach dem Besuch der Primarschule zog er zur weiteren Ausbildung an das Gymnasium des Kollegiums in Schwyz, studierte dann an den Universitäten Zürich und Fribourg Jurisprudenz und Geschichte und schloss das Studium im



Jahre 1922 mit einer Dissertation über «Das Armenwesen des Kantons Graubünden» ab. Das Verständnis für die Probleme benachteiligter Mitmenschen, durch das er sich später als Anwalt vor allem auszeichnete, kommt nicht nur in der Wahl des Themas, sondern auch in dessen Bearbeitung zum Ausdruck, etwa in dem Satz «Die Armenpflege soll eine selbstlose, wahrhaft menschliche Güte besitzen und nicht der Gedanke des Almosengebens soll vorherrschen, sondern der der Hilfe . . .».

Der junge Jurist reiste zunächst mit seinem Freund, dem Historiker Dr. V. Castelmur, nach Litauen, wo Akademiker für den Dienst des nach dem ersten Weltkrieg neu gebildeten Staates gesucht wurden. Leider zerschlug sich aber die Hoffnung auf eine Anstellung, und die beiden Bündner mussten sich eine Zeitlang kümmerlich mit allerlei Gelegenheitsarbeit durchschlagen. Nach einigen Monaten reisten sie über Wien zurück in die Heimat. Dr. Mirer absolvierte daraufhin ein Praktikum im angesehenen Anwaltsbüro Dr. Alois Brügger und eröffnete am 1. September 1927 ein eigenes Büro, zunächst in Kanzleigemeinschaft mit dem nachmaligen Regierungs- und Ständerat Dr. Josef Vieli. Im Jahre 1931 schloss Dr. Mirer mit Rosa-Maria Reich die Ehe, der die Tochter Irene, 1932, und der Sohn Eduard, 1936, entsprossen. Eduard Mirer jun. wurde ebenfalls Anwalt, was den Vater mit grosser Genugtuung erfüllte, und während einiger Jahren führten die beiden das Anwaltsbüro als Partner.

Die berufliche Tätigkeit des Verstorbenen war durch selbstlose Güte, tiefstes Verständnis für die Probleme seiner Klienten, aber auch der Gegenpartei, gekennzeichnet. Entsprechend der damaligen Zeit umfasste sie vor allem Mandate aus dem Familienrecht, wobei viele im damals wenig lukrativen Armenrecht geführt werden mussten. Im Vordergrund stand dabei das Wohl und Interesse des Klienten, während die Honorarfrage für Dr. Mirer stets von zweit- oder drittrangiger Bedeutung war. Er erzählte mir einmal lachend, es sei nun wieder eine Anzahl alter Honorarforderungen gegenüber Klienten, denen die Bezahlung Mühe gemacht hätte, verjährt. Die Kunst der Advokatur vor bündnerischen Laiengerichten beherrschte Dr. Mirer wie kaum ein zweiter. Rechtserörterungen und Zitate aus Literatur und Judikatur pflegte er auf das Allernotwendigste zu beschränken. Dafür verstand er es ausgezeichnet, dem Richter den Standpunkt seines Klienten durch eine prägnante Schilderung des Tatbestandes, insbesondere der subjektiven Seite, nahezubringen und Verständnis und Mitgefühl für ihn zu erwecken. Dies gelang ihm vor allem bei Strafverteidigungen. Er ging nie darauf aus, die Untaten seiner Klienten zu bagatellisieren oder zu beschönigen, verstand es aber meisterhaft, in seinen Ausführungen zur Strafzumessung den Richter davon zu überzeugen, dass er einen zwar schuldigen, aber gerade deswegen bedauernswerten Mitmenschen vor sich habe.

Wann immer der Gegenstand des Prozesses es ermöglichte, würzte Dr. Mirer seine Rechtsschriften und Plädoyers mit brillanten Bonmôts. Viele davon finden sich in der Sammlung, die ich während meiner Tätigkeit als Mitglied des Bezirksgerichtes Plessur angelegt habe, z. B.:

Aus Scheidungsprozessen:

«Anstatt in sich zu gehen und wenigstens täglich fünf bescheidene Liter Bier weniger zu trinken und dafür Sonnenschein zu Hause zu verbreiten, verkroch sich der Ehemann geistig vollends und spielte den Stummen . . .».

«Die Frau verschwand mit dem Zahltag, ohne dass dieser Spuren hinterlassen hätte».

«Der Beklagte hat die Klägerin einmal geschlagen, d. h. er hat ihr Tätsch gegeben, aber das war nicht schlimmer als das Tätscheln einer Serviertochter: die flache Hand auf den Körperteil, der am besten dazu passt».

«Es mag sein, dass die Klägerin den Damen auf der Amtsvormundschaft ihre mit blauen Flecken gezierten Schenkel gezeigt hat. Indessen war nicht der Beklagte der Vater dieser Flecken, da er seine Frau nie geschlagen hat. Die Flekken dürften wohl von einem Unfall oder gar von druckfester illegaler Konkurrenz herrühren».

«Die Beklagte hat ein Kind. Sie kann dieses Kind nicht am Morgen dem Geisshirt übergeben, damit er es auf die Weide bringt».

Aus Erbteilprozessen:

«Die Schwester verstarb an einer akut verlaufenden Halskrankheit. Nicht zu verwundern, wenn man so viel schlukken muss».

«Es sind ca. 20 nicht mehr junge Hennen da, welche zum Teil noch den Weltkrieg erlebt haben dürften und bestimmt das Eierlegen verlernt haben. Die Futterspesen rentieren so mager, dass man fast von Pflege aus Gründen der Pietät reden könnte».

Erholung fand Dr. Mirer im Kreise seiner Familie, beim Studium der Geschichte und vor allem in der Philatelie. Er besass eine bemerkenswerte Briefmarkensammlung und wurde auch oft als Experte für Schätzungen beigezogen.

Nach über 50jähriger erfolgreicher Anwaltstätigkeit zog sich Dr. Mirer mehr und mehr zurück. Es war ihm aber vergönnt, seine letzten Jahre in seiner vertrauten Umgebung zu verbringen, liebevoll umsorgt von seiner Frau und seiner Tochter und in stets engstem Kontakt mit seinem Sohn und dessen Familie. Die vielen hunderte von Klienten, denen er in schwierigen Zeiten seinen beruflichen aber auch zutiefst menschlichen Beistand gewährt hat, werden ihn nicht vergessen. Wir Anwälte haben einen wahrhaft liebenswerten Kollegen verloren, an dessen leuchtendes Vorbild wir uns immer wieder erinnern sollten. H. F. Jossi

Dr. med. Rudolf Campell sen.

Nach einem reicherfüllten Leben verstarb in Pontresina am Pfingstmontag 1985 Dr. med. Rudolf Campell im Alter von 92 Jahren. Geboren wurde er am 4. April 1893 in Celerina/Schlarigna als Sohn der Familie Riet und Maria Campell-Bezzola. Sein Vater hatte die Brauerei vom Passdorf Susch in die Nähe der aufstrebenden Hotellerie verlegt. Später erbaute er auch das Engadiner Museum in St. Moritz. Zusammen mit drei Schwestern und einem Bruder verlebte der Verstorbene in Schlarigna eine glückliche Kindheit und Schulzeit. Die Chesa Champell war auch stets Mittelpunkt der grossen Verwandschaft. Als Gymnasiast besuchte er die Kantonsschule in Chur. Wie damals die meisten Engadiner war er KTVer und später an der Universität SATer in der Utonia. In diesen Vereinen fand er Kameraden für das ganze Leben.

Nach der Maturität entschloss sich Rudolf Campell zum Medizinstudium, das ihn an die Universitäten Zürich, Lausanne und Berlin führte. In jenen Weltkriegsjahren absolvierte der Student viele Wochen Aktivdienst an der Grenze. Die schwere Grippeepidemie 1918 mit den vielen erkrankten und toten Soldaten und dann besonders ein Praktikum in einem Kriegslazarett im Ausland prägten seine Einstellung als Arzt. Nach dem erfolgreichen Staatsexamen bildete er sich weiter zum Chirurgen in Zürich und Münsterlingen aus. Obwohl ihn die Laufbahn als Chirurg in einem Spital lockte, entschloss er sich, die in Pontresina freigewordene Allgemeinpraxis von Dr. Gredig zu übernehmen. 1921 kam er mit seiner jungen Frau Dora geb. Bendel, auch sie Ärztin, ins Engadin. Gesundheit und Freude am Beruf beschieden ihm 40 Jahre voller Aktivität.

Viele Einwohner von Pontresina und Umgebung erinnern sich mit Dankbarkeit an seine gütige, energische und einsatzfreudige Arzttätigkeit. Wie viele Gänge bei Tag und Nacht in Familien, zu Jungen, Alten und Wöchnerinnen, zu Gästen und Hotelangestellten und wieviele Bergrettungsaktionen! In den ersten Jahren galt es marschtüchtig zu sein oder mit Velo oder Finnenschlitten zu fahren. Bei den Bergrettungen standen noch keine Luftseilbahnen und Helikopter zur Verfügung. Zahlreiche Artikel in medizinischen Zeitschriften und seine Reminiszenzen als Bergarzt erinnern uns an seine Erfahrungen und seine Methoden zur Behandlung von Erfrierungen, Knochenbrüchen, Blitzschäden und seine Geburtshelfertätigkeit in einer SAC-Klubhütte.

Zuerst praktizierte das Ehepaar im Haus Gieré (heute Konditorei Gianotti), wo ihnen eine Tochter und ein Sohn geboren wurden. 1925 konnten sie die heutige Chesa Campell erwerben, wo noch drei Söhne zur Welt kamen.

Rudolf Campell war ein patriarchalisch strenger und zugleich liebevoller und aufopferungsbereiter Vater und Grossvater. Seine geistreichen, humorvollen und mahnenden Ansprachen bei Familienfesten werden in lebendiger Erinnerung bleiben. Bis ins hohe Alter nahm er regen Anteil am Wohlergehen seiner 20 Enkel und 11 Urenkel.

Nach der Übergabe seiner Arztpraxis an den Sohn Rudolf konnte er sich noch vermehrt allgemeinen Aufgaben widmen. Nach dem frühen Tod seiner Gattin wurde ihm seine zweite Frau, Trudi geb. Stiefel, eine liebevolle Helferin und Stütze, die auch grossen Anteil an seinen Arbeiten nahm.

Als Sanitätsarzt bis zum Oberstleutnant hat Dr. Campell in unzähligen Gebirgskursen unterrichtet. Die Hilfe bei Gebirgsunfällen war ihm schon früh ein Anliegen als Rettungschef und Präsident der Sektion Bernina des Schweizer Alpenclubs, dann als Zentralpräsident des SAC von 1941 bis 1943 und insbesondere als Mitbegründer und dann während 20 Jahren von 1951 bis 1971 als erster Präsident der IKAR (Internationale Kommission für alpines Rettungswesen). Diese hat ihn zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Das Engadin und alle Naturfreunde wissen Dr. Campell Dank, dass er zusammen mit seinem Schwager Regierungsrat Dr. Robert Ganzoni und andern sich schon 1927 erfolgreich gegen die Anzapfung und den Missbrauch des Silsersees als Staubecken für geplante Bergeller Kraftwerke zur Wehr setzte. Sinngemäss hat er seit Jahrzehnten für die Erhaltung und gegen die Überbauung der Ufer der Oberengadiner Seen gewirkt und gekämpft. Als Präsident der «Cumünaunza Pro Lej da Segl» hat er auch noch in den letzten Jahren intensiv mit Gemeinden und Privaten verhandelt, hat Bauverzichtsverträge zustande gebracht und viel Geld gesammelt «per mantegner l'Engiadina bella».

Seiner Gemeinde Pontresina stellte er sich als Gemeinderat und während 17 Jahren als Schulrat zur Verfügung, zwölf Jahre als deren Präsident. 35 Jahre lang wirkte er im Vorstand des Kurvereins Pontresina. Noch im Alter von 70 Jahren setzte er sich als Kurvereinspräsident für eine massvolle und nicht überbordende Entwicklung des Kurortes ein und für einen gesunden Volkssport. Über seine selber gezogenen Skiwanderloipen rund um Pontresina lachte man in jenen Jahren, als LLL-Langlauf und Marathon noch nicht Mode waren.

Wir Rätoromanen wollen nicht vergessen, dass es in erster Linie Dr. Campell und dem Lehrer und Komponisten Nuot Vonmoos («Buna not, dorma bain») zu verdanken ist, wenn Pontresina vor mehr als 50 Jahren die romanische Grundschule nicht gänzlich beseitigt hat. 1933 war es akut geworden, die romanische Grundschule in den drei ersten Primarschulklassen durch die deutschsprachige Grundschule zu ersetzen. Dank einem Kompromissvorschlag

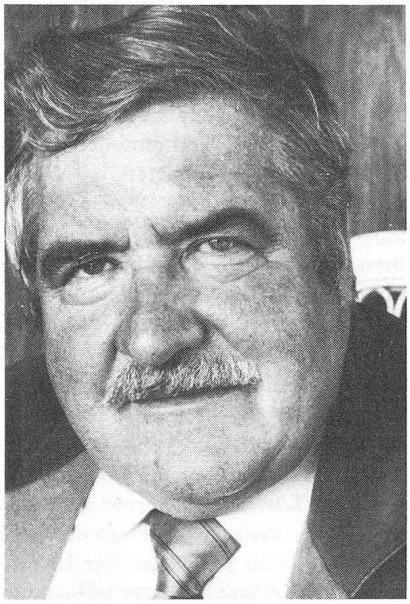
konnte dann Lehrer Vonmoos eine romanischsprachige Gesamtschule mit fünf Klassen übernehmen – neben zwei deutschsprachigen Primarschulabteilungen. Der kluge Vorschlag und die gute Schulführung hatten Erfolg. Nach Kriegsende herrschte nicht mehr das Bedürfnis, Parallelabteilungen in zwei Sprachen zu führen. Die Gemeindeversammlung beschloss, in den ersten Primarklassen wieder nur die romanische Grundschule einzuführen, wie sie vor 1933 bestanden hatte.

Wie im Dorf, so war es Dr. Campell auch im Blick auf das ganze Engadin ein Anliegen, die gefährdete romanische Sprache zu erhalten und zu pflegen. In einem programmatischen Vortrag im Jahre 1935 entwarf er einen Plan zur Reorganisation des Vereins zur Pflege des Ladinischen im Engadin, der «Uniun dals Grischs». Nach der Umstrukturierung des Vereins wurde ihm 1936 das Präsidium übergeben. Als Präsident und auch später hat er sich mit Begeisterung und Klugheit, in Berücksichtigung der schwierigen Lage, in die uns die Schönheit unseres Tales in Verbindung mit dem Tourismus gebracht hat, für die Pflege und Erhaltung der gefährdeten romanischen Sprache eingesetzt.

Da in Graubünden am Kapitelsonntag Ende Juni alle Pfarrer an der Synode sind und Gemeinde und Feriengäste Gottesdienst wünschten, hat Dr. Campell an diesem Sonntag einige Jahre als betagter Laienprediger gewirkt und so dafür Zeugnis abgelegt, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern sich am Höchsten orientieren soll und aus der ewigen Quelle schöpft.

Rudolf Bezzola

Andri Peer



«Vias giò'd via – Wege ins Abgelegene»: so betitelte Andri Peer eine Gruppe von Gedichten im schmalen Band «Insainas», der 1985 mit einem Preis der Schillerstiftung ausgezeichnet wurde. Doch nicht erst am Ende seiner Tage schweifte er ab von den ausgetretenen Pfaden der rätoromanischen Lyrik. Früh spürte er, dass eine poetische Weltanschauung keine Landesgrenzen, ja nicht einmal Sprachgrenzen kennt. Wie schon sein Landsmann Peider Lansel, der immerhin Poetisches von Leopardi und Poe ins Ladinische übertrug, so machte auch er sich auf die Suche nach auswärtigen Quellen. Peer übersetzte beispielsweise George, Eliot, Eluard und Ungaretti und sorgte so für jenen europäischen Zugwind in der rätoromanischen Lyrik, der in den atmosphärischen Bedingungen einer kleinen Binnensprache nicht aufkommt. Dieser Wind griff über auf das eigene Schaffen. Seine erste Gedichtsammlung trug den Titel «Trais-cha dal Temp – Tanzrunde der Zeit». Die gebildeten Freunde erkannten die engadinische Abwandlung von Ungarettis «Sentimento del Tempo». Was wichtiger war: der rätoromanische Leser spürte eine Frische und eine Dichte in diesen Gedichten, die die ihm bisher vertraute Gebrauchslyrik kaum ahnen liess.

Für das eigene Werk liesse sich ebenfalls eine Wegmetapher verwenden: «Sün vias creschüdas aint – auf verwachsenen Pfaden» lautet eine Überschrift von Peers späterer Sammlung «La terra impromissa». Auch hier wieder ein hochberühmtes Titelwort von Ungaretti. Andri Peer hatte keine Scheu vor dem Vergleich mit den Grossen. Gross war er selber im Aushorchen jener Möglichkeiten, zu denen man nur über verwachsene Sprachwege gelangt. Keiner unter den Rätoromanen hatte eine Findergabe wie er, um den seiner Sprache eigenen Wohllaut anklingen zu lassen. Viele seiner Gedichte muss man hören, um ihrer Besonderheit gewahr zu werden. Der Romanist Reto R. Bezzola hat Andri Peer zwar einen «revolutionären Erneuerer» der rätoromanischen Lyrik genannt. Doch muss man sich fragen, was innerhalb einer so kleinen Sprache und Kultur revolutionär erneuerbar ist. Gerade hier bleibt auch der Lyriker seltsam eingebunden in die Sprachzonen seiner Leser. Seine Möglichkeiten liegen gleichsam im Bereich der Obertöne, und so liesse sich vielleicht mit grösserem Recht sagen, er sei der rätoromanische Meister sprachlicher Intonationskunst gewesen, während in der Regel dumpfere Musikanten die Sprachorgel bedienen. In den vielen Gedichten, die er im Lauf von 40 Jahren geschrieben und publiziert hat, sind die besseren Möglichkeiten einer kleinen Sprache unverloren aufbewahrt.

Freilich hat er auch Erzählungen geschrieben, Theaterstücke, Hörspiele, Essays. Er beklagte sich gelegentlich darüber, dass wir jüngere, die seine Gedichte liebten, für die Qualitäten seiner Prosa keine Augen hätten. Er glaubte, dies werde sich ändern, und wir wünschten es uns. Wenn es im rätoromanischen Bereich so etwas wie einen «Gross-Schriftsteller» gab, dann war er dieser. Es befreite ihn allerdings nicht von seinem Brotberuf des Gymnasiallehrers, verschaffte ihm aber doch die Möglichkeit, mehr als jeder andere die Kunde von der rätoromanischen Sprache und Kultur in die weite Welt zu tragen. Er ist viel gereist, in vielen Funktionen und Ämtern, und war deshalb ganz gewiss der weltweit bekannteste Vertreter der rätoromanischen Literatur. Sein Naturell erleichterte ihm solche Repräsentationsfunktionen. Falsche Bescheidenheit kannte er nicht, wenn es galt, eine kleine Literatur als Schwester der grossen auszugeben. In Aberystwyth, dem geistigen Zentrum der walisischen Sprachbewegung, schrieb er, die herr-

lich das Meer überragende Nationalbibliothek vor Augen, folgende Zeilen:

Casü scortaschia cun milli ögls plachada
Cajò la punt cun sia üml'archada.
Il mar davant tai e celtic il vent.
Eir els sun in pacs, eir els chi s'han jent.

Dort oben hat Gelehrsamkeit sich tausendäugig niedergelassen,
Dort unten ist die Brücke mit ihrem demütigen Bogengang.
Das Meer in deinem Angesicht und keltisch der Wind.
Auch sie sind nur wenige, auch sie, die sich mögen.

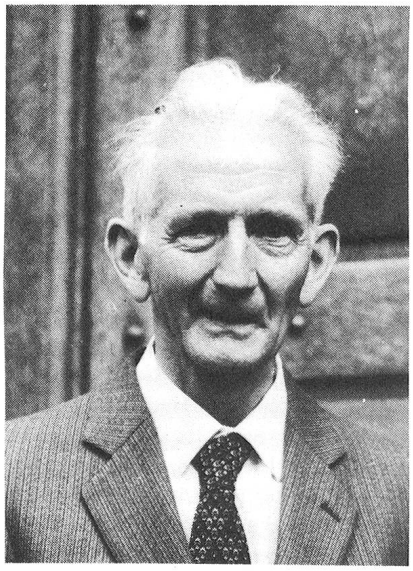
So brachte er von seinen Reisen manchmal Worte mit, auf die jene warteten, denen ein anderer Wind ins Gesicht bläst.

Ein Rätsel bleibt, wie sein oft ungestüm vorgetragener Erfahrungshunger, seine geradezu von rabelais'scher Vitalität und Deftigkeit geprägten Auftritte zusammenstimmen mit jener Sensibilität für das Leise und Verhaltene, die kein rätoromanischer Autor in Gedichte so eingefangen hat wie er. Gerade in den späteren Sammlungen sind die Dinge nicht mehr in die Helle des Mittagslichts gerückt («Da cler bel di»), sondern in jene Beleuchtung zurückgenommen, die den Unebenheiten und Rissen im Leben eines Autors Profil gibt. Andri Peer war eben nicht nur jener erlebnissüchtige Ulisses, immer unterwegs zu bedeutenden Schauplätzen, er war beim Schreiben auch jener ganz in sich gekehrte Künstler, der dichtend beobachtet, wie das Meer Verse ans Ufer schreibt, um sie mit Schaumwellen gleich wieder auszulöschen.

Jetzt ist keiner da, der aus solch imaginären Zeilen der Meereswellen für die Rätoromanen etwas zu Papier bringt.

Iso Camartin

Dr. hc. Ruben Sutter



Ruben Sutter wurde am 4. 10. 1916 auf der Egga in Sculms geboren. Seine Eltern bewirtschafteten daselbst ein kleines Bauerngut. Das Gras reichte nur für zwei Kühe, etwas Jungvieh, ein halbes Dutzend Ziegen und einige Schafe. Maschinen, die die Arbeit erleichtert hätten, besassen sie keine. Ruben wurde daher zusammen mit seinem Bruder und vier Schwestern schon frühe zur Arbeit im Felde angehalten. Während neun Wintern besuchte er in Sculms die kleine Gesamtschule. Ein Besuch der Sekundarschule kam nicht in Frage. Nach dem frühen Tode seines älteren Bruders betrieb er lange Zeit allein mit seinem Vater das kleine Bauerngut. An den Sonntagen zeichnete und malte er insbesondere Orchideen. Sein Verwandter, Sekundarlehrer Goepfert senior, nahm eines Tages sein Heft mit, zeigte es mir und bat mich meine Meinung darüber zu äussern. Ich war überrascht von der guten Beobachtungsgabe des Zeichners und lud ihn ein, mich an einem Sonntag zu besuchen. Was er sofort tat. Bei seinem Besuch machte ich ihn auch mit botanischer Literatur bekannt, unter anderem auch mit der Flora Mitteleuropas von Hegi. Zufällig schlugen wir darin die Tafel 5 mit den grünen Milz- oder Streifenfarnen (Asplenium) auf. Bei Asplenium ceterach (Schriftfarn) sagte er, dieser Farn komme auch in Sculms vor, was ich für nicht glaubwürdig hielt, weil dieser Farn zu den südlichen Arten gehört. Zwei Tage später brachte mir die Post ein Muster davon. Wir besuchten uns darnach wiederholt gegenseitig. Anlässlich einer der ersten Besuche führte er uns sogar eine Art Mikroskop vor, das er selbst gebastelt hatte. In Chur wohnte zu dieser Zeit auch der sich im Ruhestand befindende Geologe Dr. R. Gsell, der sich speziell mit den Orchideen befasste und viele Exkursionen unternahm. Ich machte Ruben auch mit ihm bekannt, und sie wurden gute Freunde. Selbstverständlich wurde er bei Gelegenheit auch dem grossen Bündner Botaniker J. Braun-Blanquet vorgestellt.

Als 1954 sein Vater gestorben war, übergab er sein Gütlein einem Vetter und zog, trotzdem er kein Wort Französisch sprach, zu J. Braun-Blanquet in Montpellier, der daselbst ein weltbekanntes Geobotanisches Institut leitete. Ausserhalb der Stadt machte er mit der reichen und schönen Flora der Garrigue Bekanntschaft und unternahm auch eigene Untersuchungen. J. Braun-Blanquet war er während 17 Jahren eine grosse Hilfe. Darnach berief ihn Prof. Dr. M. Welten an das Geobotanische Institut der Universität Bern, wo er sich als Oberassistent hauptsächlich mit der Herausgabe des Verbreitungsatlasses der Farn- und Blütenpflanzen der Schweiz befasste. Auf Anregung der Studenten verlieh ihm die Universität Bern 1975 die Würde eines Ehrendoktors, zudem wurde er Ehrenmitglied der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft.

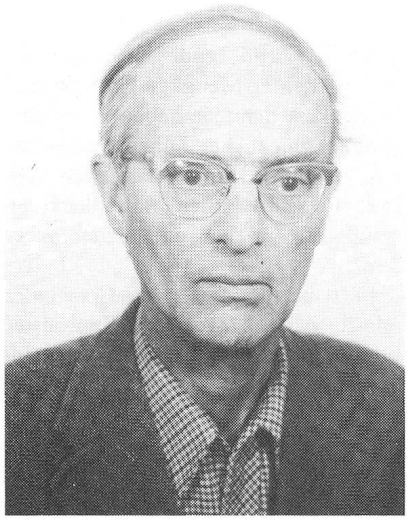
Ruben Sutter hat auch innerhalb Graubünden und der übrigen Schweiz oft geforscht. Wir verdanken ihm manch interessanten Pflanzenfund, z. B. den Löwenzahn Taraxacum sutteri. Ferner Beiträge zur Flora des Grignamassivs und zur Vegetation der Engadiner Wildläger. Sodann ordnete er nach seiner Pensionierung das grosse Bündner Herbarium von J. Braun-Blanquet im Bündner Naturmuseum in Chur. Die Bündner Regierung ehrte ihn denn auch im Frühling 1985 mit der Verleihung eines Anerkennungspreises und hat ihm damit eine ganz besondere Freude bereitet.

1979 traf ihn, den Rastlosen, ein Herzinfarkt, von dem er sich in Seewis gut erholte. Im vergangenen Januar er-

litt er aber eine zweite Attacke, die ihn erschöpfte. Sichtlich geschwächt, leitete er noch eine Exkursion durch die geliebte Garrigue von Südfrankreich, während der er am 15. Juni 1985 starb.

Paul Müller-Schneider

Benedetg Dolf-Briner



Am 5. August 1985 starb Benedetg Dolf nach langem Leiden. Unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung, seiner lieben Schamser, seiner ehemaligen Kollegen, wurde er am 8. August in Zillis zu Grabe getragen. Zillis war ja sein Geburtsort. Dort begann er am 13. August 1918 seinen Pilgerlauf. Sein Vater amtete in Zillis als Sekundarlehrer. Er war mit Steafan Loringett Gründer der Uniùn rumàntscha da Schons, welche sich dann mit der Renania verband.

Im Jahre 1927 zog die Familie nach Tamins, wo Vater Dolf bis 1952 die Sekundarschule führte. Auch Tamins bedeutete für Benedetg Dolf ein Stück liebe Heimat. In den Sommerferien lebte Familie Dolf in Mathon, was für Benedetg gar nicht unwichtig war. Hier hatte er Gelegenheit, das Rumàntsch da Schons sprechen und lieben zu lernen. Hier erlebte er bei den Feldarbeiten die Natur in ganz anderer Weise. Vater Dolf schrieb in Mathon seine gern gelesenen Kalendergeschichten. Droben komponierte er manches Lied. Wie oft begleitete Benedetg seinen Vater zur Kirche und Orgel hinüber und lauschte ergriffen den gerade entstandenen Liedern, welche der Vater seinem Sohne vorspielte.

Der Vater erteilte Benedetg auch den ersten Klavierunterricht. Der begabte Schüler, der gerne und viel bastelte, kam dann 1933 nach Chur auf die Kantonsschule. Er gehörte der Maturaklasse 1938 an; neun Schüler studierten Theologie. Wir Klassengenossen bewunderten bei geselligem Zusammensein das Klavierspiel Dolfs. Fast noch mehr wunderten wir uns darüber, dass Beni jede Woche drei Klavierstunden besuchte und eifrig übte. Zudem war er sehr belesen.

Nach der Matura und der Rekrutenschule studierte Benedetg in Zürich Theologie. Sein Studium wurde durch den Aktivdienst oft und für lange Zeit unterbrochen. Unser Kommilitone war ein kritischer Hörer. Er hinterfragte die Vorlesungen und suchte seinen eigenen Weg. Die damaligen Schultheologen vermochten ihn nicht so zu überzeugen wie Albert Schweitzer; ihn schätzte er sehr. Seine «Ehrfurcht vor dem Leben über uns, dem Leben neben uns und dem Leben unter uns» wurde wegweisend. Nach acht Semestern schloss er sein Studium mit einem ausgezeichneten Examen ab und wurde ordiniert. Kurz darnach wurde Benedetg als Nachfolger von Emil Camenisch als Pfarrer von Valendas-Sagogn gewählt. Als Kantonsschüler hatte er bei Professor Vieli das Surselvische erlernt. Vieli hatte wie viele andere auch ihn begeistern können. So übernahm er jetzt gerne die Aufgabe, in Sagogn in romanischer Sprache zu unterrichten und zu predigen. Wie sein Vorgänger ging auch er mit den Schülern über Feld und lehrte sie, die Wunder der Natur sehen und bestaunen. Die musikalische Redaktion der Neuausgabe des Kirchengesangbuches für die romanisch-surselvischen Protestanten gab ihm in diesen Jahren viel zu tun. Wie freute er sich aber, hier sehr intensiv mit seinem Vater zusammen arbeiten zu dürfen. Im stillen Valendas reifte in ihm der Entschluss, Musiklehrer zu werden. So trat unser Freund und Kollege im Herbst 1948 vom Pfarramt zurück. Gleich begann er mit dem Musikstudium in Zürich. Da er auch während des Theologiestudiums am Konservatorium Unterricht genossen hatte, ging es jetzt eigentlich um die Fortsetzung des Musikstudiums. Schon im Dezember 1942 hatte er sich das Theorielehrer-Diplom erworben. 1952 folgte das Diplom für Schulgesang, dann erwarb Benedetg auch das Klavierlehrerdiplom und das Konzertdiplom. Schon während seines Studiums trat er mehrmals bei Chorkonzerten als Klavierspieler auf. 1957 wurde der bisherige Hilfslehrer als Lehrer für Klavier und Orgel an das Lehrerseminar gewählt.

Benedetg Dolf hat schon vorher komponiert. Und er war bis wenige Tage vor seinem Tod als Komponist tätig. Es entstanden zahlreiche Lieder für Kinder-, Männer- und Gemischte Chöre. Filmmusik, Musik für Festspiele schuf der Unermüdliche in seiner kargen Freizeit, vor allem in seinem Mathon droben. Luzius Hassler schreibt über diese Tätigkeit: «Benedikt Dolfs Musik ist geprägt von einem unerhörten Reichtum und einer imensen Vielfalt. Er komponierte für ganz diverse Besetzungen Kantaten, Orchesterwerke, Kammermusik, Chormusik und Musik zu Festspielen und weiteres mehr. – Nebst der Vielfalt der Werke ist seine Musik gekennzeichnet durch eine ebenso beeindruckende Vielfalt von Stimmungsbildern, die in ihrer Echtheit den Zuhörer immer wieder in den Bann zu ziehen vermögen. Wer das Glück hat, sich in B. Dolfs Musik vertiefen zu dürfen, stellt jedesmal von neuem fest, wie mit der Auseinandersetzung seine Kompositionen immer bildhafter und sprechender werden. Er verlangt viel vom Interpreten, weil er als Komponist sich stets sehr viel abverlangte, denn Benedikt Dolf war ein äusserst grosses Verantwortungsbewusstsein eigen. Seine Gründlichkeit und seine Liebe zum Menschen, zur Natur und zum kulturellen Wirken schlechthin liessen ihn ergreifende und den Zuhörer innig bereichernde Musik schreiben. Halbheiten lehnte er mit Ve-

hemenz ab und folgte seinen innern Anliegen auf geradestem Weg und ohne Kompromisse einzugehen. Trotz dieser Treue vermag er immer wieder sehr viele Menschen mit seiner Musik anzusprechen, da auch seine Erlebniswelt in weitgespanntem Umfeld verankert ist. In seinen Jugendjahren begann seine intensive Beziehung zum Bauerntum und dem ländlichen Alltag zu wachsen.

Ebenso besass er die Gabe tiefgreifender Auseinandersetzung mit den Schönheiten der Natur. Wie viele Lieder sind Zeugen solch tiefer Erlebnisse. Benedikt Dolfs Musik lässt diese Schönheiten nie in dicken Farben erklingen. Er liebt das Schlichte, Verinnerlichte und Einfache. Sein von Wahrhaftigkeit geprägtes Suchen und Wollen im Religiösen wie in der Lebensphilosophie, seine konsequente, kritische Auseinandersetzung mit allem Geschehen zeichnen auch seine Musik aus. – Mit grösstem Engagement setzte er sich für die Werte der romanischen Kultur ein und wusste diese mit wertvoller Musik zu bereichern. Ebenso feinfühlig konnte er sich aber auch der deutschen Dichtkunst zuwenden, um eine Vielzahl von wunderbaren Gedichten in wundersam schöne Chorlieder zu setzen (Wandersprüche, Martin Schmid-Lieder und weitere).»

Seit 1978 litt Benedetg an einer schweren und unheilbaren Krankheit. Aber auch diese Jahre waren geprägt von reger kompositorischer Tätigkeit. Den Schamsern schenkte er ca. zwei Jahre vor seinem Hinschied noch vierhundert Kinderlieder. Er hat sein Leben trotz der Krankheit so gestaltet wie es seiner Einstellung entsprach. In Rofels ob Maienfeld, wo er seit 1962 wohnhaft war, besorgte er gerne seinen grossen Garten. Er machte regelmässig seine Spaziergänge durch Wald und Feld. In Mathon half Benedetg gerne bei der Heuernte oder zog dann zu weiten Touren aus – meist ganz allein. Aber durfte man ihn begleiten, dann wurde man reich beschenkt. Der nunmehr Verewigte sprach kaum von seiner Krankheit, über die er genau im Bilde sein wollte; etwas wünschte er sich: noch Zeit genug, um die vorgenommenen Arbeiten abschliessen zu können. So vielen schönen Gedichten in romanischer und deutscher Sprache hätte er noch gerne ein musikalisches Gewand gegeben. Zuletzt arbeitete er an Gedichten Huggenbergs. Und dann durfte er zu seiner Gattin sagen: «Jetzt ist meine Arbeit getan».

Seiner Gattin Trudi geb. Briner und seiner Tochter Menga haben wir auch zu danken, denn sie haben es verstanden, ein glückliches Zuhause zu gestalten. Sie haben ihm den nötigen Freiraum für sein Schaffen und zugleich verständiges Mitgehen und Helfen geboten.

In seinen romanischen Gemeinden wie im deutschsprachigen Kantonsteil und weit darüber hinaus werden seine Lieder noch lange gesungen werden, die Lieder eines gütigen und bescheidenen Menschen. J. Michael

Diego Giacometti zum Gedenken

Geboren in Stampa am 15. November 1902, gestorben am 15. Juli 1985 in Paris

Diego, obwohl selbst künstlerisch begabt und zuletzt als Skulpteur und Entwerfer von Gebrauchsgegenständen, wie Möbeln, berühmt, verbrachte den Hauptteil seines Lebens im Schatten seines grösseren und erfolgreicheren Bruders Alberto. Ihm diente er mit rührender Anhänglichkeit, besorgte für ihn alles Handwerkliche, dessen der Grosse in seinem unablässigen und fast selbstzerstörerischen Kampf um den höchsten künstlerischen Ausdruck bedurfte, errichtete ihm die Rohbauten für die Skulpturen und hielt sein Atelier in Ordnung. Ohne ihn hätte Alberto gewiss nicht das zu leisten vermocht, wozu er sich durchrang. Oft sass Diego seinem Bruder auch ganz einfach Modell, sodass seine Züge uns aus dem Werk Albertos in zahlreichen Plastiken vertraut sind, so wie die obenstehende Abbildung dies zeigt. Sie widerspiegelt, wie alles Schaffen Albertos, dessen Suchen nach dem Letzten. In allen Werken aber wird das Antlitz Diegos als Sinnbild seiner Treue und Hingabe an das Werk Albertos unvergänglich bleiben.